

(Nachdruck verboten.)

85]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Bis jetzt hatte Lucas nur zugehört. Aber nun sprach er, noch ganz erfüllt von dem, was er in der Nacht gelesen hatte.

„Das Schreckliche in unsern Schulen ist,“ sagte er, „daß man von dem Gedanken ausgeht, daß der Mensch von Natur schlecht ist, daß er Unbotmäßigkeit und Faulheit mit auf die Welt bringt, und daß es eines ganzen Systems von Belohnungen und Bestrafungen bedarf, wenn man etwas aus ihm machen will. Daher hat man den Unterricht zur Folter gestaltet, das Lernen ist so hart für unser Hirn geworden, wie die Arbeit für unsre Glieder. Unsre Lehrer sind die Gefangenenaufseher der Schulengaleeren, und ihre Aufgabe ist es, den Intellekt der Kinder nach vorgeschriebener Methode zu kneten, sie alle in dieselbe Form zu gießen, ohne den Individualitäten irgendwie Rechnung zu tragen. So ertöten sie alle Initiative und ersticken den kritischen Geist, das freie Urteil, die persönliche Regung des Talents unter einem Haufen fertig fabrizierter Ideen und offiziell eingesetzter Wahrheiten. Und das schlimmste bei diesem Unterrichtssystem ist, daß es den Charakter ebenso arg verbildet wie den Geist, und daß es nur Schwächlinge und Heuchler züchtet.“

Hermeline empfand diese Vorwürfe als gegen ihn persönlich gerichtet. Er entgegnete gereizt:

„Und wie anders sollte man nach Ihrer Ansicht verfahren? Nehmen Sie doch eine Zeitlang meinen Platz ein, und Sie werden sehen, wie weit Sie mit den Schülern kommen, wenn Sie sie nicht alle unter dieselbe Disziplin beugen, wenn Sie nicht als Lehrer die höchste Autorität für sie verkörpern.“

„Der Lehrer,“ sagte Lucas in seiner stillen Weise, „hat keine andre Aufgabe, als die Kräfte der Schüler zu erwecken. Er ist ein Professor der individuellen Energie, dem es einfach obliegt, die Fähigkeiten des Kindes zu entwickeln, seine Fragen hervorzurufen, seine Persönlichkeit zur Entfaltung zu bringen. Im Menschen liegt ein unendliches und unstillbares Lern- und Wissensbedürfnis, welches zum einzigen Ansporn des Studiums gemacht werden sollte, ohne daß es der Strafen und Belohnungen bedürfte. Nichts anderes wäre nötig, als daß man jeden in das Studium einführte, das ihm gefällt, und daß man es ihm anziehend machte, indem man ihn allein mit der Kraft seines wachsenden Begriffsvermögens vordringen läßt, ihm die Freude immer neuer Entdeckungen ermöglicht. Die Menschen sollen Menschen bilden, indem sie sie als Menschen behandeln — liegt darin nicht das Ganze des Erziehungs- und Unterrichtsproblems?“

Der Abbé Marle, der langsam seinen Kaffee trank, zuckte die Achseln und sagte im Tone priesterlicher Unschlbarkeit:

„Die Sünde ist des Menschen Erbteil, und er kann nur gerettet werden durch die Buße. Die Trägheit, eine der sieben Todsünden, kann nur vertrieben werden durch die Arbeit, welche Gott dem ersten Menschen nach dem Sündenfall als Strafe auferlegt hat.“

„Sie irren sich, Abbé,“ sagte gelassen der Doktor Robarre, „die Trägheit ist nichts als eine Krankheit, wo sie wirklich vorhanden ist, das heißt, wenn der Körper jede Arbeit verweigert, der geringsten Anstrengung widerstrebt. In solchem Falle können Sie sicher sein, daß diese Schleichheit das Anzeichen schwererer innerer Störungen ist. Aber wo haben Sie sonst wirklich Träge gefunden? Nehmen wir einmal die Nichtsther von Geburt, Gewohnheit und Princip. Strengt eine elegante Dame, die die ganze Nacht tanzt, ihre Augen nicht mehr an, giebt sie nicht mehr Muskelkraft aus, als eine Arbeiterin, die an ihrem Tischchen bis zum Morgen sitzt? Nehmen die Genusmenschen mit ihren unaufhörlichen Repräsentationspflichten und erschöpfenden Festen nicht eine aufreibendere Arbeit auf sich als der Handwerker an der Hobelbank oder dem Schraubstock? Und betrachten Sie mir, mit welcher

freudiger Willigkeit wir uns nach einer widerwärtigen Berührung in eine anstrengende Erholung stürzen, die unsre Körperkraft erschöpft. Das beweist, daß die Arbeit, die physische Mühe uns nur dann eine Last ist, wenn sie uns nicht gefällt. Wenn man es daher so einrichten würde, daß jeder Mensch nur die ihm angenehme Arbeit nach freier Wahl zu verrichten hätte, so gäbe es sicherlich keine Trägen mehr.“

Auch Hermeline zuckte nun die Achseln.

„Lassen Sie doch einmal einem Kinde die freie Wahl zwischen der Grammatik und der Arithmetik. Sie werden sehen, daß es weder das eine noch das andre wählt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Kind ein junger Baum ist, den man anbinden und gerade ziehen muß.“

„Und man zieht ihn nur gerade“, setzte der Priester hinzu, diesmal mit dem Lehrer übereinstimmend, „indem man in der menschlichen Seele alles vernichtet, was die Erbünde darin Schändliches und Teufliches zurückgelassen hat.“

Es trat ein Stillschweigen ein. Soeurette hatte aufmerksam zugehört, während Jordan Blut und Gedanken durchs Fenster in die Weite schweifen ließ. Lucas fand hier wieder die pessimistische Anschauung des Katholizismus, welche sich auch die Fanatiker des Fortschritts, des vom Staate mittels Gesetzen zu erzwingenden Fortschritts zu eigen gemacht haben. Nach ihr war der Mensch verdammenswert, war schon einmal der Verdammnis verfallen, von ihr erlöst worden und jederzeit geneigt, ihr wieder zu verfallen. Ein eifersüchtiger und zornmüthiger Gott behandelte ihn als stets fehlendes Kind. Seine Leidenschaften wurden verfolgt und gehegt, man strebe seit Jahrhunderten, sie zu vernichten, man trachtete den Menschen im Menschen zu ertöten. Und wieder tauchte Fourier vor seinem Geiste auf, der die Leidenschaften nutzbar machte, veredelte, zu unentbehrlichen, schöpferischen Kräften gestaltete, der die Menschen endlich von der erdrückenden, ertötenden Last der lebensverneinenden Religionen befreite, die nichts anderes sind als sociale Schutzeinrichtungen, um die Willkürherrschaft der Mächtigen und Reichen aufrecht zu erhalten.

Dann sagte Lucas wieder langsam und träumerisch, als denke er laut:

„Es würde sich nur darum handeln, die Menschen mit der Wahrheit zu durchdringen, daß das größtmögliche Glück des einzelnen im größtmöglichen Glück aller besteht.“

Hermeline und der Abbé Marle lachten.

„Vortrefflich!“ sagte der Lehrer ironisch. „Sie beginnen, um alle Kräfte zu wecken, damit, daß Sie das persönliche Interesse zerstören. Sagen Sie mir nur einmal, welcher Antrieb den Menschen zur That drängen wird, im Augenblick, wo er nicht für sich selbst arbeitet? Das persönliche Interesse ist das Feuer unter jedem Kessel, das erfahren wir beim Entstehen eines jeden Werks. Und dieses vernichten Sie, Sie beginnen damit, dem Menschen seinen Egoismus zu amputieren, Sie, der Sie ihn mit allen seinen Instinkten wippen! Sie rechnen wohl auf das Gewissen, auf das Ehr- und Pflichtgefühl?“

„Ich brauche nicht darauf zu rechnen,“ versetzte Lucas mit derselben Ruhe. „Der Egoismus übrigens, wie wir ihn bis heute verstehen, hat eine so entseßliche, so von Haß und Leiden zervühlte Menschheit geschaffen, daß es wohl erlaubt wäre, einmal ein andres Agens zu versuchen. Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich den Egoismus gelten lasse, wenn Sie darunter den sehr berechtigten Trieb, das unbefriedigte Verlangen nach dem Glück verstehen, das uns allen innewohnt. Weit entfernt, das persönliche Interesse zu zerstören, verstärke ich es, indem ich es enger umschreibe, indem ich es auf das einzig richtige Ziel lenke, das schöne Reich schaffen zu helfen, in welchem das Glück aller das Glück eines jeden in sich begreift; und zu dem Ende brauchen wir nur überzeugt zu sein, daß wir für uns selbst arbeiten, wenn wir für alle arbeiten. Die sociale Ungerechtigkeit sät den ewigen Haß und erntet das allgemeine Leiden. Daher ist es nötig, daß alle sich verpflichten, daß die Arbeit neugestaltet wird auf der Grundlage dieser unerschütterlichen Wahrheit: daß die größte Summe unsres Glücks eines Tags bestehen wird aus dem Glück aller, aus dem Glück jedes unsrer Nebenmenschen.“

Hermeline lächelte spöttisch, und der Abbé Marle sagte:

„Liebet Euch untereinander, das ist die Lehre meines göttlichen Meisters Jesus Christus. Aber er hat auch gesagt, daß das Glück nicht von dieser Welt ist, und daß es sündhafte Thorheit ist, auf dieser Erde das Reich Gottes verwirklichen zu wollen, das im Himmel ist.“

„Gleichwohl wird es eines Tags verwirklicht werden,“ sagte Lucas. „Alle Arbeit der strebenden Menschheit, aller Fortschritt, alle Wissenschaft drängen unaufhaltsam diesen Ziele zu.“

Aber ohne auf ihn zu achten, stürzte sich der Lehrer wieder auf den Priester:

„Nein, nein, lieber Abbé, fangen Sie nur nicht wieder mit Ihrem Hinweis auf ein Paradies an, womit die Armen dieser Erde gefoppt werden! Im übrigen gehört Euer Christus uns, Ihr habt ihn uns genommen, Ihr habt ihn den Bedürfnissen Eurer Herrschaft angepaßt. Im Grunde war er nichts als ein Freidenker und ein Revolutionär.“

Der Kampf entbraunte aufs neue, und wieder mußte der Doktor Noarre zwischen sie treten, indem er bald dem einen, bald dem andern recht gab. Wie gewöhnlich blieben übrigens die Fragen unentschieden, denn noch nie war eine endgültige Lösung gefunden worden. Die Staffettenassen waren längst geleert, als Jordan gedankenvoll gleichsam das Schlusswort sprach:

„Die einzige Wahrheit liegt in der Arbeit; die Welt wird eines Tags das sein, wozu die Arbeit sie gemacht haben wird.“

Courette, die Lucas mit innigem Anteil zugehört hatte, ohne sich in den Streit zu mengen, brachte nun das Gespräch auf ein Misl, dessen Gründung sie plante, in welchem die kleinen Kinder der Arbeiterinnen tagsüber geborgen sein sollten. Von da ab entwickelte sich zwischen dem Arzt, dem Lehrer und dem Pfarrer ein ruhiger und freundschaftlicher Gedankenaustausch über die Art, wie dieses Misl ins Werk zu setzen wäre, und wie bei der Durchführung die Mißbräuche anderer ähnlicher Anstalten vermieden werden sollten. Im Park warfen die Bäume lange Schatten über die Rasenplätze, auf welchen die Tauben in der gelben Septembersonne umhertrippelten.

Es war bereits vier Uhr, als die drei Gäste die Erächerie verließen. Jordan und Lucas begleiteten sie bis an die ersten Häuser der Stadt, um sich ein wenig Bewegung zu machen. Als sie dann über die steinigten Galden zurückkehrten, die Jordan unbenutzt liegen ließ, schlug dieser vor, einen Umweg zu machen, um bei Lange, dem Töpfer, vorbeizukommen. Jordan hatte diesem gestattet, an einer einsamen und wilden Stelle seiner Besitzung, gerade unterhalb des Hochofens, seinen Wohnsitz aufzuschlagen, ohne daß er von ihm eine Miete oder Gegenleistung irgend einer Art verlangte. Lange hatte sich gleich Morsain in einer Felsenhöhle eingemietet, die einst von Bergbächen aus der vorspringenden Felswand der Monts Bleuses ausgewaschen worden war. Er hatte sich im Laufe der Zeit drei Oefen nahe an der Stelle errichtet, wo er seine Töpfererde gewann, und lebte nun hier ohne Gott und ohne Herrn in der freien Unabhängigkeit seiner Arbeit.

„Er ist fraglos ein Draufkopfs,“ sagte Jordan, den Lucas mit lebhaftem Interesse befragte. „Was Sie mir von ihm erzählt haben, von seinem heftigen Losbrechen auf der Rue de Bias neulich des Abends, seht mich gar nicht in Erstaunen. Er kann von Glück sagen, daß er wieder freigelassen worden ist, denn es kann ihm noch einmal schlecht ergehen, so unvorsichtig stellt er sich bloß. Aber Sie können sich nicht vorstellen, wie intelligent er ist, und welche Kunstfertigkeit er in seinen einfachen Töpfen entwickelt, obgleich ihm jede Bildung fehlt. Er ist hier als Kind armer Arbeiter geboren, war mit zehn Jahren Waise, gezwungen als Handlanger bei Maurern sein Brot zu verdienen, wurde dann Töpferlehrling und schließlich sein eigener Herr, wie er lachend sagt, seitdem ich ihn gestattete, habe, sich bei mir niederzulassen. Ich interessiere mich besonders für seine Versuche mit feuerfesten Erden, denn wie Sie wissen, suche ich die Erde, die den fürchtbaren Temperaturen der elektrischen Oefen am besten widerstehen könnte.“

Sie waren nun vor der Wohnung Langes angelangt, und Lucas sah zwischen den Büschen ein förmliches Barbarenlager, von einer kleinen Steinmauer umgeben. An der Schwelle sah er ein hochgewachsenes, schwarzes junges Weib stehen und fragte:

„Ist er denn verheiratet?“

„Nein, aber er lebt mit diesem Mädchen, das zugleich seine Sklavin und sein Weib ist. Es ist eine ganze Geschichte. Vor fünf Jahren, sie war damals wohl kaum älter als fünfzehn, fand er sie eines Tags krank, dem Tode nahe in einem Straßengraben, wahrscheinlich von einer Zigarettenbande dort zurückgelassen. Kein Mensch weiß eigentlich genau, woher sie stammt, sie selbst schweigt, wenn man sie darüber befragt. Lange trug sie auf seinen Armen nach Hause, pflegte sie, bis sie wieder gesund war, und Sie haben keinen Begriff, wie glühend dankbar sie ihm ist, wie sie sich als sein Hund, sein willenloses Eigentum fühlt. Sie hatte keine Schuhe an den Füßen, als er sie fand, und sie trägt auch jetzt noch keine, wenn sie nicht etwa nach der Stadt hinabgeht. Daher nennen alle Leute und Lange selbst sie nicht anders als Barfuß. Er beschäftigt keine andren Arbeiter als sie, Barfuß ist sein einziger Gehilfe, und ebenso hilft sie ihm den kleinen Karren ziehen, wenn er seine Töpfe vom Markt zu Markt führt. Das ist seine Art, seine Fabrikate abzugeben, und sie sind in der ganzen Gegend wohl bekannt.“

An der Schwelle ihrer Behausung stehend, die bloß durch eine Halbtür verschlossen war, sah Barfuß den Ankommenden entgegen, und Lucas konnte sie genau betrachten mit ihrem braunen, regelmäßigen Gesicht, ihren kohlschwarzen Haaren und ihren großen glänzenden Augen, in denen scheue Wildheit lag, die aber einen unendlich sanften Ausdruck annahm, wenn sie sie auf Lange richtete. Er sah ihre nackten Füße, kleine, bronzefarbene Kinderfüße auf dem stets feuchten Lehm Boden; sie stand im Arbeitskleid da, einer Art von Hemd aus grauer Leinwand, aus dem sich ihre kleine, feste Brust abhob, und das ihre schönmodellierten Beine, ihre kräftigen Arme sehen ließ. Als sie sich vergewissert hatte, daß der Herr, der mit dem Grundeigentümer herankam, ein Freund sei, verließ sie ihren Beobachtungsposten, rief Lange herbei und kehrte zu dem Ofen zurück, den sie zu bewachen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neue Kunst in Darmstadt.

Zu Schönheit leben! könnte man als Motto über die ganzen Bestrebungen der Künstlerkolonie setzen, die jetzt in Darmstadt ihre Ausstellung eröffnet hat. Man muß allerdings unter Ausstellung etwas anders verstehen, als es gewöhnlich geschieht. Diese gewöhnlichen Ausstellungen sind im Grunde doch nur Bazare, in denen Kunstgegenstände zum Verkauf aufgestapelt werden wie andre Bedarfsartikel wo anders auch. Wenn in den gewöhnlichen Ausstellungen die Bilder zu Dutzenden über einander hängen wie die Fliegen an den Wänden eines Kuhstalls, wenn Dutzende von Bildhauerwerken in einen Raum zusammengepackt werden, als handle es sich um eine Leichenschau nach irgend einer großen Katastrophe, so muß jedem künstlerisch Empfindenden zu Mut sein, als beläme er fortgesetzt Ohrfeigen; und man sollte sich nachgerade doch auch nicht mehr in Kunstdingen für die Prügelstrafe begeistern. Wenn die kunstgewerblichen Gegenstände in großen Haufen aufgebaut werden, so hat man den Eindruck, als träte man in ein Schuhwaren-Magazin, aber nicht in eine Kunstgalerie.

Derlei ist in Darmstadt vermieden worden dadurch, daß man die Kunst auf die verschiedenen, meist von Oßrieh erbauten oder entworfenen Häuser verteilte. Zwar giebt es auch hier eine kleine Gemäldegalerie in dem „Gebäude für Flächenkunst“, die ihre Abstammung von gewöhnlichen Kunstgalerien nicht ganz verleugnen kann, aber meist lernt man die guten Bilder zu an passenden Stellen in den einzelnen Häusern kennen. Diese frappieren zunächst durch ihre Buntheit. Davon ist man freudig überrascht, wie diese kräftigen, leuchtenden Farben doch ganz vorzüglich zu der parkartigen Umgebung passen. Hier zeigt sich deutlich, daß wir auch in unsrem Klima die Freude an der Farbe nicht zu verheimlichen brauchen. Selbst das überaus bunte Haus von Christensen verlegt nicht, wenn auch die Rosenzweige an ihm nicht genügend stilisiert sind, so daß ihnen die natürlichen Rosen, die es umwachsen, gefährliche Konkurrenz machen. Sind sie erst alle erblickt, so werden neben ihrer lachenden Schönheit die gemalten Schwesternneuen schweren Stand haben. Die sieben Häuser, in die im Herbst die sieben Künstler einzuziehen gedenken, wenn die Ausstellung vorbei ist, sind möglichst individuell gehalten, möglichst entsprechend der künstlerischen und rein menschlichen Individualität ihrer späteren Bewohner; und darin liegt ihr großer Reiz nicht zum wenigsten. Am wirkungsvollsten aber ist ihre innere Ausstattung. Da sieht man, daß die Späße über moderne Bestrebungen im Kunstgewerbe, wie sie neuerdings in vielen Witzblättern beliebt werden, doch recht billige Späße sind. Ich wenigstens

Kleines Feuilleton.

würde mich in diesen Möbeln, mit diesen Messern, Gabeln, Gläsern, Decken, Teppichen zc. recht wohl fühlen. Leider freilich werden sich nur sehr reiche Leute derlei leisten können, und damit kommen wir zum wundeften Punkt des ganzen Unternehmens. Wandelt man durch diesen Park mit seinen Häusern, so muß man glauben, diese sieben Künstler seien der Meinung, es gäbe nur reiche Leute auf der Welt, oder wenigstens, nur für sie sei ihre Kunst da, weil sie gerade besonders kunstverständig wären. Das dürfte ein böser Irrtum sein, denn mit dem wachsenden Einkommen wächst doch noch nicht das Kunstverständnis, eins der wenigen Dinge, die nicht kapitalistisch werden können. Meine Beobachtungen in der Ausstellung haben diesen Satz nur bestätigt. Die Leute, die hier schnell mit schlechten Wigen bei der Hand waren, gehörten gar oft, wie schon ihre wohlgefüllten Westen auswiesen, zu den Besitzenden. Die Leute aber, die ehrliehen Respekt zeigten, den jede ernste Arbeit zunächst einmal verlangen kann —, sie sah man oft am zweiten Tag nach der Eröffnung, am Himmelfahrtstag — nannten, wie wieder ihre Magen- gegend auswies, nicht viel Goldenes ihr eigen. Sie kamen natürl., um auf sich wirken zu lassen, was irgend auf sie wirken konnte. Jene andern kamen, wie ihre Knopflöcher und Seckköpfe schon von weitem offenbarten, nicht selten aus ganz andern Gründen, die mit Kunst wenig zu thun haben.

Es ist ab und zu einmal aus diesem Künstlerkreise ein Wort gefallen von einer neuen Volkskunst, die hier erstrebt werde. War das erst gemeint, dann haben es die Künstler so ungeschickt wie möglich angefangen, um solche Worte wahr zu machen. Gut und billig hätte ihre Devise lauten müssen. So heißt sie: Gut und teuer! Sollte es bei den oberen Zehntausend Mode werden, sich einmal à la Künstlerkolonie Darmstadt 1901 einzurichten, so werden sie sich halt ein Obrieh-Haus leisten, wie sie sich ein Automobil oder eine Maitresse leisten, die gerade en vogue ist. Was hat aber die neue Kunst davon? Cleid wenig. Sie wird zur Mode werden, um mit der Mode zu verschwinden. Und doch sind Ansätze zu einer neuen, farbenfrohen, schönen und zugleich praktischen Kunst hier vorhanden, um die es jammer schade wäre, wenn sie zwischen reichen, ungeschickten Fingern zergingen.

Wenn man außer den sieben Künstlerhäusern noch andre Häuser bante, die, weniger individuell, gewissermaßen eine Anschauung geben sollten von dem modernen Normalhaus, wie es sich diese Künstler denken, weshalb stellte man nicht z. B. auch ein modernes Arbeiterhaus hin, wie diese Künstler es wünschten? Weshalb gab man nicht auch eine Einrichtung für eine Proletariatswohnung? Von billigstem Material und doch schön? Da liegen doch auch Aufgaben. Vielleicht die wertvollsten. Man bedauert, daß derlei fehlt, gerade um der Künstler willen, denn sind sie rechte Künstler, muß ihnen weniger daran liegen, daß ihre Anschauungen in reichen Kreisen Mode werden, als daran, daß sie in allen kunstempfindlichen Kreisen Anklang und dankbare Aufnahme finden.

Auch ein neues Theater, Epichaus genannt, ist erbaut worden von Obrieh, der mir überhaupt der stärkste und innerlich reichste von den sieben Künstlern zu sein scheint. Es ist eine Festhalle, deren festliche Stimmung wirksam durch die lila Farbe unterstützt wird, in der das Ganze gehalten ist. Die Bühne schaut nicht wie ein großes Loch in den Raum, sondern sie nimmt die ganze hintere Dreifache ein und ist bedeutend breiter als tief, wodurch die Menschen auf ihr reliefartig wirken. Ein terrassenartiger Aufgang verbindet Bühne und Zuschauerraum. Rampe, Orchesterrain, Coullissen, Soffiten giebt es nicht. Auf dieser neuen Bühne versucht man es auch mit einer neuen Kunst: Kurze lyrische Spiele in Monolog- und Dialogform, die ganz auf eine bestimmte Stimmung gestellt sind. Sie rühren von Wilhelm Holzamer her, zeugen von starken lyrischen Können und werden auch wirken, wenn erst mancherlei mehr äußerliche Schwierigkeiten ganz beseitigt sein werden. Es sind in der That feste Spiele. Sie wollen den Hörer einmal allen Alltag, die Sorgen und Nöte draußen auf kurze Zeit vergessen machen. Man hat aber auch für sie noch nicht das rechte Publikum. Wer sich am ersten Abend in gehobener Feststimmung in dem schönen Haus breitmachte, erwartete ein Leberbrett und Ballett. Diese Leute wollten zum guten Teil gefittelt, aber nicht erhoben werden. Sie waren wenig erbaut von dem „den Kunststamm“, und den meisten Erfolg hatte einer aus ihrer eignen Mitte, der ab und zu in die zarte Stimmung, die von den Spielern ausging, hineinkullerte wie ein Minozeros, das Halschmerzen hat. Am zweiten Abend hatte ich den zweifelhaften Genuß, vor einer ganzen Reihe wohlgenährter Backfische der guten Gesellschaft zu sitzen, die alles entweder für „goldig“ oder „komisch“ erklärten und jedenfalls die meiste Erbauung fanden an ihren eignen Wigen à la Dadderich, worin die lieben „Dahmslädter“ groß sind. Man mache die Preise so, daß die Leute, die nicht gefittelt und angewickelt sein wollen, ohne größere Geldopfer hinein können, und die Autoren samt den Darstellern werden mehr Freude an ihrer schönen Sache haben.

Es steckt viel Arbeit und ehrliehe Begeisterung für eine edle, hohe Sache in dieser Ausstellung. Man hat auch viel wahrhaft Schönes und Sehenswertes zu stande gebracht. Vieles findet sich, das thatsächlich neu ist nach seinen Formen und Stimmungen. Viele Anregungen, viel Freude könnte von dem Ganzen ausgehen, wenn nur etwas mehr Bedacht genommen würde auf alle, die keinen großen Geldbeutel besitzen und doch auch gerne in Schönheit leben möchten. —

Rurt Kram.

— Die Lappländerin. In der „Königlichen Volksztg.“ schreibt A. Nobolsky: Auf der Pariser Weltausstellung konnte man in der lappländischen Ausstellung eine interessante Gruppe bei der Herstellung von Goldschmiedearbeiten beobachten: ein Lappländer und zwei junge Lappländerinnen fertigten mit großem Geschick Silber- silberne, Becher, Ringe usw. an. Die beiden Mädchen sahen vorstrefflich in ihrer farbigen Kleidung aus, deren Schnitt und Bunt- heit mehr für den sonnigen Süden als für die Eisregion bestimmt schien. Der dunkelblaue Rock zeigte unten breite, mehrfarbige Besätze und Säume, während die Jacke vorn von drei schweren metallenen Spangen zusammengehalten wurde, deren silberne Pendeloques bei jeder Bewegung ein liebliches Klingeln wie von Schellen vernehmen ließen. Von der blauen Zispelmütze, welche die Köpfe bedeckte, hing eine bunte Troddel herab, die bei jeder leisen Bewegung bis auf die Nase baumelte. In dieser kleid- samen, farbigen Tracht zeigen sich die Lappländerinnen in den Städten. Für gewöhnlich ist die Kleidung für beide Geschlechter fast gleich und besteht aus einem äußeren und inneren Rock, dem Varmkläde (Vrinstud), Veinkleibern, Schuhen und der Mütze. Die Gestalt und Farbe letzterer dient als bes- sonderes Kennzeichen dafür, aus welcher Gegend die Frauen stammen. Die ursprüngliche Zispelmütze ist aus vier bis sieben steiflichen zusammengekehrt, mit oder ohne Zwischenstreifen, und hat gewöhnlich einen breiten oder schmalen, rund um den Kopf gehenden Rand. Die südlappische Frauenmütze ist ganz rot mit blauen Mändern. Am einfachsten sind die Mützen im Kirchspiel Jolmsk, wo sie von beiden Geschlechtern ganz blau ohne rote Streifen und ohne Troddel getragen werden, nur mit einem schmalen Zimdracht rings herum, der bei den Frauenmützen auf einer schmalen roten Unterlage liegt. Oben auf der Mütze sitzt nur ein kleiner Knopf. In dem würdlichsten Kirchspiele, in Karesuando, ähnelt die Frauenmütze einer dicht anschließenden Nacht- mütze von rotem gebühtem Zeug; in Sellivare gleicht sie der phrygischen Mütze; sie ist von schwarzem oder blauem Tuch mit breitem, rotem Rande. Eine besondere Wintermütze giebt es in den meisten Gegenden nicht; doch sieht man z. B. in Härjedalen und im südlichen Jämtland mit Pelz verbrämte, schön verzierte Mützen. Bunte Farben lieben die Lappländerinnen sehr, besonders ein grelles Rot, Vian, Gelb und Grün. Die Mützen werden auch in den süd- lichsten Gegenden Lapplands, wo man die schwedische Tracht fast allgemein angenommen hat, beibehalten, während in andern Distrikten, z. B. bei den Waldlappen, die lappländische Mode ge- tragen werden, die Mützen aber durch schwedische Hüte oder Mützen ersetzt sind.

In Sommer begnügt man sich mit zwei Röcken, einem inneren und einem äußeren; der innere wird häufig durch ein wollenes Hemd ersetzt. Der äußere Rock der Frauen, Vuolypö, hängt bis auf die Knöchel herab und ist gewöhnlich aus grobem Wollstoff von dunkler Farbe oder aus Sämschleder gearbeitet. Letzteres ist gegen Regen und Wind widerstandsfähiger. Ueber der Brust ist der Rock offen, die Klanten sind mit bunten Streifen verziert. Zusammen- gehalten wird das Gewand, das den Schnitt eines Kittels hat, durch einen Gürtel, an dem um den ganzen Leib eine Art Beutel hängt, der zur Aufbewahrung von allem möglichen dient. Eine andre Tasche hat man nicht, außer in der Varmkläde. Die Kermel zeigen stets bunte Aufschläge. Im Winter muß ein Pelz, Muodda, von demselben Schnitt den oberen Rock ersetzen; die besten Pelze liefern die Hälder der Rentiere, je dunkler, desto besser, denn dann sind sie warm, weich und leicht. Das Varmkläde (Vrinstud), das Frauen und Männer tragen, besteht aus einem großen viereckigen, inwendig ge- fütterten Stüd Zeug, das mit allerhand Zierraten, Zistler, Zim- draht usw. besetzt ist und mittels eines Bandes um den Hals fest- gehalten wird. Das Tuch bedeckt die ganze Brust, ist aber dünn; bei kaltem Wetter bindet man ein wollenes Halstuch oder einen Schawl darüber. Das Varmkläde wird auch als Tasche benutzt, indem man durch eine Öffnung allerhand kleine Dinge zwischen das Zeug und das Futter schiebt. Bei festlichen Gelegenheiten schmücken sich die vornehmen Lappländerinnen mit sogenannten Silbertragen und Silbergürteln. Ein solcher tragen aus Pelz oder Tuch sieht etwa wie eine mit einem Kragen versehene Nachthaube aus; auf der Brust ist er mit silbernen Stidereien verziert, oder auch mit vergoldetem Silber, das man in den Küstenstädten bei den Gold- schmiedern zu ziemlich hohen Preisen kauft. Die übliche Ornamentik dieser Zierraten scheint altschwedisches Vorbildern zu entstammen. Die wertvollen Silbertragen und Gürtel sieht man jetzt nur noch selten, da das Volk zu sehr verarmt ist.

Die Veinkleider sind bei den Frauen wie bei den Männern aus grobem Wollstoff oder Sämschleder hergestellt und ziemlich eng; bei kaltem Wetter trägt man Samaschen aus Rentierfellen. Bellingar, das Fell von den Beinen der Rentiere, wird dazu ge- nommen. Die Schuhe zeigen den bekannten Hundshuttypus mit hochstehender Spitze, im Sommer aus Leder, im Winter aus Härnor, dem Fell des Rentierkopfes. Strümpfe werden nicht getragen, außer in den südlichsten Gegenden. Man füllt die Schuhe mit Heu oder Niedgras, das sorgsam dazu vorbereitet wird. Von den Lapp- länderinnen der südlicheren Gegenden werden jetzt fast allgemein Schnürstiefel getragen.

Die Frauen sind stets klein, mit kleinen Händen und Füßen, die Gesichtsfarbe ist hell braungrau oder braungelb. Das dunkle, oft

ganz schwarze, etwas struppige Haar tragen sie in zwei Flechten, die dicht hinter dem Ohr beginnen und unten mit Glasperlen oder buntem Glitter durchflochten sind; in manchen Gegenden tragen die verheirateten Frauen das Haar offen. Die Kinder werden von den Müttern liebevoll behandelt, wachsen aber sonst selbständig auf und thun was sie wollen. Auf Reinlichkeit und Ordnung halten die Frauen verhältnismäßig viel, die kleinen Kinder werden jeden Abend mit warmem Wasser über den ganzen Körper gewaschen. Dem unkundigen Besucher erscheint zwar in einer Lappentube alles kopsförmig, kopsförmig geworfen, doch stehen und hängen die Haushaltungsgegenstände wie Risten zum Sitzen für die Fremden (die Bewohner sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden auf Fellen), Kaffeebrenner, Kaffeemühle, Reintierfelle, Kessel, die Wiege an der Decke usw., alle an dem rechten Fleck. Läßt man sich mit den Bewohnern in ein Gespräch ein, so merkt man bald, besonders wenn man ihre Sprache versteht, daß Frauen wie Männer durchaus nicht unintelligent sind; sie haben viel auf ihren Zügen gesehen und zeichnen sich durch schnelle Auffassungsgabe aus. —

k. „Zeter und Mordio.“ Ueber die früher sehr verbreiteten kräftigen Notischie, die heute noch dem Ausruf „Zeter und Mordio“ entsprechen, berichtet Friedrich Kluge in der soeben erschienenen Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde bei Einbrüchen „Diebejo“ gerufen, und noch länger hielt sich der Ausruf „Zenerjo“. Heute werden „Felsio“ und „Mordio“ auch vom Volk nur noch im halben Scherz gebraucht. Im 16. und 17. Jahrhundert aber gab es eine ganze Anzahl von Notischieen. Bei Fischen heißt es z. B.: „Da schreiet und ruft einer hilflich, rettio, schelmio, diebio“, und auch Hans Sachs braucht „O mordio, o rettio“. In den Straßburger Zunft- und Polizei-Ordnungen des 14. und 15. Jahrhunderts heißt es: „So sollen alle burger, die dohy sind oder es hörent oder merlen . . . naheilen und öffentlich mit luter Stimme schreien und rufen gerichtjo und helfio über die getäter der bösen geschicht“. Als Hilferuf bei einer großen Gefahr, besonders bei der Entdeckung eines nächtlichen Einbruchs, kommt häufig „nachbarjo“ vor, und in der heftigen Reimchronik des Pfarrers Kay findet sich folgende Stelle: „aber ufthet sein Fensterlein — der Pförtner und da war gewahr — des Hausfens der vorhanden war — riefte Feindt jo, verrathenjo“. Andre Notischie sind „rettio“, „richtio“, „schelmio“, „burgerio“ u. a. m. In einer alten thüringer Nolle aus Königshofen wird eine besondere Verwendung solcher Notischie angegeben. In Königshofen wurde der Verbrecher an den Pranger gestellt und dabei schrie des Nachrichters Knecht dreimal ihn und sein Verbrechen aus: „Waffen, Waffen über mein und dieses Landes Dieb, Dieb ja (resp. Mörder, Mörder ja, Räuber, Räuber ja usw.). Ueberhaupt wird ja beim Ruf gern ein Votallaut an den konsonantischen Auslaut angehängt. In kärntischen Lesachtal z. B. wird o bei jedem Ruf an eine Person angehängt. Jep ol (Josef!) Daher enden auch die Namen der Jagdhunde meist auf o, wie z. B. in Vello. —

Geographisches.

io. Die größte Insel der Erde soll, wenn die meist als besondere Erdteile betrachteten Länder Australien und Grönland angenommen werden, nach der bisherigen Annahme die Insel Vorneo sein. Die Geographie muß aber wieder einmal umlernen, denn die neuesten Forschungen von Dr. Robert Bell, dem bekannten Geographen, der jetzt zum Leiter der geologischen Landesuntersuchung in Canada ernannt worden ist, machen es unzweifelhaft, daß das Vassinsland im nordwestlichen Nordamerika als größte Insel der Erde zu betrachten ist. Dr. Bell hat der Londoner Geographischen Gesellschaft einen Bericht über seine Reise mitgeteilt, die er an den südlichen und südwestlichen Küsten sowie auf der Ostseite des Vassinslandes ausgeführt hat, das übrigens mit Gewißheit als der Schauplatz der Entdeckungen der ersten arktischen Forscher aus der Zeit der Königin Elisabeth zu betrachten ist. Bisher konnte es noch nicht als sicher gelten, daß Vassinsland wirklich eine Insel wäre, Bell aber hält jetzt den Inselcharakter als ausgemacht, und ebenso ist es eine Thatsache, daß das Land nicht aus einer großen Zahl kleinerer Inseln besteht, sondern eine einzige Insel bildet, wie gesagt, die größte der Erde. Die letzten Nachrichten über das Vassinsland stammten bisher von dem deutschen Reisenden Franz Woas, der jetzt als Ethnologe in Amerika ansässig ist. Die Insel, die etwa zwischen dem 62. und 75. Breitengrad liegt, ist im allgemeinen öde und kahl, nur auf der Westseite dehnt sich ein verhältnismäßig ebenes Land aus. Im Innern der südlichen Hälfte ist ein großes Seengebiet gelegen, in dessen Umgebung sich während des Sommers der Boden mit Gräsern und arktischen Blütenpflanzen bedeckt. Die Küste bietet eine Reihe guter Häfen. —

Medizinisches.

t. Die älteste Erwähnung der Diphtheritis steht noch nicht völlig fest. Der Vater der Medizin, Hippokrates, nennt bereits die Schilderung einer Krankheit, die wohl auf die Diphtherie gedeutet werden kann. Mit Gewißheit aber kann erst eine Darstellung des alten Arztes Aretäus aus Kappadocien, der im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. lebte, auf die Diphtheritis bezogen werden. Dieser Arzt spricht von pestartigen syrischen und ägyptischen Geschwüren im Schlunde, er beschreibt auch die Schleimhautentzündung, das Absterben der Gewebe, die Schorfbildung, die Schlundlähmung, das

Uebergreifen der Entzündung auf den Kehlkopf und den endlichen Tod durch Erstikung, sämtlich Erscheinungen, die der Diphtherie angehören. Gleichzeitig wird Aegypten als Hauptherd der geschickerten Krankheit im Altertum genannt, und diese Aussage stimmt auch mit der heutigen Erfahrung überein, da auch jetzt die Krankheit in Aegypten noch häufig ist. Angefähr aus der gleichen Zeit stammt die Schilderung der „Aklara-Krankheit im Talud“, die ebenfalls nichts anderes gewesen sein kann als die Diphtherie, die demnach im westlichen Ästen damals recht verbreitet gewesen sein muß. Aus späterer Zeit waren bisher nur ganz spärliche Nachrichten über die Krankheit bekannt, und erst seit dem 16. Jahrhundert werden die Erwähnungen wieder häufiger und ausführlicher, nachdem sich besonders die spanischen Aerzte des Studiums der Krankheit angenommen hatten. Jetzt hat nun Dr. Steindorff einen mit koptischen Schriftzügen besetzten Grabstein aus dem Jahre 805 beschrieben, dessen Inschrift im Gegensatz zu den andern ähnlichen Denkmälern jenes Zeitalters recht inhaltreich und interessant gewesen ist. Sie enthält nämlich eine längere Auseinandersetzung über den Tod im allgemeinen und über das Sterben der Person, deren Grab der Stein zu zieren bestimmt war, in besonderen. Es ist dort davon die Rede, daß der Verstorbene plötzlich von einer Krankheit ergriffen wurde, und es heißt, daß er „gefällt wurde wie ein Baum und in große Drangsal kam inmitten aller, die mich kennen. Alle meine Knochen wurden zermahnt, mein ganzer Körper kam in Gefahr durch die große, verderbliche, pestartige Krankheit, die über mich gekommen ist, plötzlich bis an meine Kehle; diese wurde ergriffen von der großen schweren Krankheit, so daß keine Nahrung mehr durch sie hinabging. Oh, diese große Not, oh, die fürchterliche Stunde, oh, über die große Trübsal meiner Kinder, die in der Fremde sind und nach denen ich ausschau, nicht brachten sie es fertig, zu kommen, daß ich sie noch einmal sehe, bevor ich sterbe und ihnen meine Rede sage.“ Diese in ihren einfachen Worten ergreifend wirkende Grabinschrift hat nach der Auffassung von Dr. Bloch, der darüber in der „Medizinischen Woche“ schreibt, ein medizinisches Interesse, da die darin beschriebene Krankheit zweifellos die Diphtheritis ist, was um so wahrscheinlicher ist, als der Grabstein wiederum aus Aegypten stammt, der mutmaßlichen Heimat der Krankheit. In demselben Jahrhundert herrschte übrigens auch in Rom eine Diphtherie-Epidemie, die von Baronius als Pestilentia faucium geschildert worden ist. —

Humoristisches.

— **Hyperbel.** „So, Sie haben solch glänzendes Examen gemacht?“

Kandidatin: „Ja, die Professoren haben mir am Abend ein Ständchen gebracht!“

— **Ein Schläuberger.** A.: „Leihe mir doch geschwind zehn Mark. Ich habe zwar eine Postanweisung in der Tasche, muß aber schnell eine Zahlung machen.“

B.: „Mit Vergnügen. Hier! Von wem ist denn die Anweisung?“

A.: „Von niemand; aber die zehn Mark will ich damit fort-schicken.“ —

— **Ein höflicher Patient.** Ein Landwirt suchte dieser Tage in einer Wiener Klinik Hilfe. Er klagte über Schmerzen in der Brust, wurde sorgfältig untersucht und erhielt dann ein Rezept sowie Vorschriften für seine Lebensweise. Dem Professor sowohl als den Hörern war es aufgefallen, daß der Mann während der ganzen Prozedur den Hut auf dem Kopfe behalten hatte, und der Kliniker sagte endlich:

„Hören Sie, wenn wir uns schon mit Ihnen befassen, so könnten Sie doch wenigstens den Hut abnehmen!“

„Herr Professor,“ erwiderte darauf der Patient, „im Kopf fehlt mir ja uiz!“ —

Notizen.

— Die Direktoren Kaufmann und Martin werden mit ihrer Gesellschaft von Juni ab im Theater des Westens Gastvorstellungen zu geben. Den Anfang sollen machen „Die schöne Ungarin“ und „Die wilde Nage“.

— Otto Ludwigs Jugendwerk „Hans Frei“ erzielte bei der Aufführung im Dresdener Schauspielhaus einen schönen Erfolg.

— Max Halbes Drama „Hans Rosenhagen“ hatte im Deutschen Theater zu Prag eine freundliche Aufnahme.

— Ein Shakespeare-Standbild soll in Weimar gegenüber dem Nietzsche'schen Doppel-Standbild von Goethe und Schiller errichtet werden.

— Eine Sonderausstellung von 1100 dekorativen Kunstblättern neuerer deutscher Meister ist im Kunstgewerbe-Museum eröffnet worden.

— Die letzte Sonnenfinsternis konnte auf Port Louis (Mauritius) von einer englischen Gesellschaft vorzüglich beobachtet werden. Der erste Eintritt war wegen der Wolken unsichtbar, doch herrschte bei der völligen Verfinsternung heftiger Himmel. Es gelang 52 Photographien aufzunehmen. Die Korona war größer, mehr zerstreut und weniger hell, als bei den letzten beiden Finsternissen. Ihre äquatorialen Ausläufer nach Osten und Westen hatten die Ausdehnung von sechs Mondhalbmessern und waren weit sichtbar. Die Dunkelheit während der völligen Verfinsternung war nicht bedeutend; ein Komet wurde nicht sichtbar. —